

Zwischen Abend und Morgen

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 39

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern . .

28. September

Sag' eh du gehst.

Von Maja Matthey.

Aus meinen Augen gehst du weit
Und lässest mich allein.
Laß nützen mich die Spanne Zeit
Und doppelt felig sein.

Neig deine Lippen lieb mir zu,
Leicht trennt die Serne tief
Und stört, was still in stolzer Ruh
Und frommem Frieden schließ.

Aus Wind wird Sturm und Not und Nacht,
Trägst du mein Herz nicht fort.
Sag', eh du gehst, was treu mich macht,
Sag' mir ein gutes Wort.

Zwischen Abend und Morgen.

Tessiner Novelle von Maja Matthey.

1.

Ueber die Firnfelder des Monte Rosa flammte die Abendsonne und rötete den weißen Schnee, so daß die blinkenden Schneefelder wie in Purpur getaucht aussahen.

„Der Firn glüht!“ riefen die Weiber auf den Feldern und hoben ihren Spaten über die Schulter und nahmen das Tüchlein vom Boden auf, das sie über allerlei Frucht verknötet hatten. „Es ist Abendzeit.“

Aus den Dörfern, die zwischen den Felsen und der Schlucht am Abhang kleben wie die Schwalbennester unterm Dachbalken, halb überschattet von den Felsenhäuptern, ragen schimmernd und schlank die Türmchen der Kirchen und Kapellen auf. In ihrem Mauerwerk begannen die eisernen, rostigen Ketten stöhnend das Räderwerk anzutreiben, daran die Glocken und Glöcklein hängen. Zitternd schlugen die Glocken an und sprangen hoch und höher, bis hinaus zu den Turmlöchern. Es sah aus, als wollten sie Purzelbäume schlagen vor Freude über den Klang, der aus ihrem Gehäuse die Kunde über das Dorf, über die entlegenen Hütten, zu den Weiden und den Ställen trug — die frohe Kunde, daß ein Tagewerk getan war und die Feierstunde begann.

Die Sonnenflammen erloschen über dem Firn, und vom Himmel kam die Dämmerung und stieg über die Felsen herab, in die Kastanienwälder und die engen Gassen der Dörfer.

Die Weiber stellten ihren Spaten vor die Hütte, trugen ihr Tüchlein mit der Feldfrucht in die Küche und kamen wieder heraus, einen Wassereimer in jeder Hand. Sie standen einen Augenblick auf der Schwelle ihrer Hütte, sog den Abendluft prüfend ein, traten in die Holzschuhe, die neben der Türe

standen und klapperten über die spizen Steine der Dorfstraße zu der Quelle, die abseits in einen tiefen, kühlen Brunnen ihre Wasser schoß.

Auf der Steinbank, die um den Brunnen lief, saßen die wenigen Männer, die der Verdienst nicht hinaus aus dem Bergdorfe in die großen Städte getrieben hatte.

Sie riefen den Weibern den Abendgruß zu, kurz und trocken, mit einer rauhen Kehle, die vom Tabak und dem herben Landwein heiser angelauten war.

„Es fängt an zu dunkeln, und ihr holt erst das Wasser zur Abendsuppe,“ schalteten sie. „Unser Magen ist leer.“

„Wir hatten Arbeit auf dem Felde“, antworteten die Weiber, „und keine Zeit, uns um euren Hunger zu kümmern.“

„Hört, wie die Fledermäuse pfeifen!“ sagte einer von den Männern. „Warum habt ihr sie aufgeschreckt? Ist es nicht gleich, ob wir unsere Wasseruppe etwas später bekommen? Paßt auf, sie geraten euch noch in die Haare.“

Er duckte sich, denn es war ihm, als käme eine Hand seinem Haarschopf nahe.

Er mußte sich wohl geirrt haben. Aber nein, da packte sie auch schon zu und riß ihm die Kraushaare aus der Stirn.

„Faulenzer!“ schrie eine scharfe Stimme. „Den ganzen Sommer durch habe ich mich für dich das Fleisch von den Armen geschafft — damit du Speise hattest — und auf der Steinbank sitzen konntest.“

„Madonna,“ ächzte der Gezaufte. „Diesen Winter gehe ich nach Paris!“

Da ließ die Hand von ihm ab und man hörte, wie klappernde, eilige Schritte den andern Weibern nacheilten.

Die jungen Dirnen lachten laut über den Streit der beiden, der wie eine reife Frucht vom Baume des Ehelebens in die Gasse gerollt war.

„Sie hat es ihm gut gesagt, die Gina,“ riefen sie und bogen ihre schlanken Leiber vor Lachen. „Dafür muß sie den Winter allein im Bette liegen,“ höhnten die halbwüchsigen Burschen und stellten sich breitspurig neben die jungen Dirnen hin. „Es ist besser, allein zu sein, als einen Faulpelz zum Manne zu haben,“ antworteten die Mädchen, die keine Scheu vor den natürlichen Dingen des Lebens und der Liebe kannten.

Die Greise waren auf der Steintreppe vor ihren Hütten hocken geblieben und kauten am Tabak eines Brissagostummels. Mit leeren, glasigen Augen schauten sie in die Dämmerung und stützten mit einer Hand Hüfte und Rücken, darin die Schmerzen wühlten, die ihnen von der Anzahl der Jahre und von dem harten Leben als freiwilliges Geschenk angeworfen wurden.

„Verbrauchte Ware,“ riefen die Burschen übermütig und deuteten auf die Alten hin.

Sie bliesen sich auf im Gefühl ihrer jungen, gesunden Kraft und hoben einen der vielen Steine von der Gasse auf, um ihn im kühnen Schwunge weit hinaus in das Land zu schleudern, wo zwischen Unkraut ein verfaulter, halb umgefunkenener Baumstumpf ihnen als Zielscheibe diente.

„Gebt Ruhe, ihr Taugenichtse,“ befahl Gina, die den vollen Eimer aus dem Brunnen hob.

„Teufelszeug, das Mannsvolk,“ murrten die andern und drängten sich schwatzend aneinander. „Raum, daß sie die Milchzähne gewechselt haben, da streichen sie schon den Jungbirnen nach!“

Die Rede der Weiber tönte rauh und drang unheil kündend an die Ohren der Jungmannschaft.

Stillschweigend zog sie ab in den nahen Kastanienwald, um von dort auf eine gelegnere Zeit für ihre Kurzweil zu warten. Nun war die letzte Glut am Firn erloschen. Blaue Schatten umkreisten ihn und fuhren über den Schnee und die hellen Höhen wie dunkle Riesenvögel. Ein Windstoß hob den Staub in den Gassen und blähte den schwachenden Weibern ihren Rock zu rundlichen Blasen auf und zerrte ihnen das Tuch von den glattgeschittelten Haaren zurück über die dünnen Flechten, die sie eng an den Hinterkopf gepreßt tragen. Groß und knochig standen sie zusammen und stießen in der Erregung mit ihren gefüllten Eimern an, so daß das Wasser heraussprang, ihnen die Beine neigte und über die Gasse lief.

Sie achteten es nicht.

Die Gina wies mit einem Ausrufe des Schreckens nach dem Ende des Dorfes hin, wo ein Hüttlein stand, armseliger wie die andern Hütten. Darin flackerte ein Licht auf und ab, das bald zu erlöschen schien und wieder neu aufsprühte, je nachdem der Wind wehte oder die Unruhe in dem Hüttlein seine Flamme bedrohte.

Einige Gläubige machten das Zeichen des Kreuzes über ihren gesegneten Leibern und schauten angstvoll in den Abend, als könnten sie aus dem dunklen Tanz der Schatten ihr Schicksal lesen.

Die Straße herauf, von dem Hüttlein her, kam ein Mann gegangen. Raum erkannten ihn die Weiber, da um-

ringten sie ihn und bedrängten ihn mit Fragen, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen.

„Herr Doktor,“ schrien sie durcheinander, „muß sie sterben?“

Umsonst wehrte sich der Bedrängte gegen ihren Ansturm. Die Weiber zupften ihn am Ärmel und hielten ihn am Gewande.

Der Arzt schnappte nach Atem.

„Zwei Tage ließt ihr sie liegen, ohne mich zu rufen, ihr Unvernünftigen,“ sagte er.

Sie ließen den Vorwurf über sich ergehen. Es fiel ihnen nicht ein, daß sie eine Pflicht versäumt hatten. Zum Leiden waren sie alle da und zum Arbeiten! Das war das Geschick ihrer Mütter gewesen; es war ihr eigenes gewesen und würde das ihrer Töchter sein.

„Muß sie sterben?“ schrien sie durcheinander und versuchten, dem Arzt die Antwort aus den Augen zu lesen.

Eine drängte sich aus dem Kreise heraus. Mühselig schlich sie zur Quelle zurück und ließ den schweren Eimer hinab in den Brunnen, um ihn frischgefüllt zu heben. Glückselig drang das Wasser in das Gefäß ein. Das Geräusch gelte ihr in die Ohren wie das Rollern frischer Erbschollen auf einem Tannensarg.

Die Weiber hatten die Antwort aus den Augen des Arztes gelesen.

Sie traten zur Seite und ließen ihn gehen. Ehrfürchtig standen sie da, als zöge mit dem Arzt ein Schicksal an ihnen vorbei.

„Ach, die Erminia,“ seufzten sie. „Sie ist noch so jung; nicht achzehn Jahre ist sie alt und soll Mutter werden und sterben.“

Das Grauen vor dem Tode packte sie. Eiskalt rieselte es ihnen über den Körper. Ihre Zähne schlugen bebend aufeinander.

Selten greift der grausame Bürger Tod in die Reihen der spärlichen Bewohner, und klein ist der Friedhof, der zu Eingang der Berggemeinde liegt. Um so tiefer empfinden die Leute jene Angst vor der letzten Not, je seltener sie daran gemahnt werden, daß unsere Zeit dahinfließt, wie ein Sturzwasser so rasch, und die Zahl unserer Erdentage abnimmt mit jedem erlebten Augenblick. Rasch schließen sie sich zusammen und vergessen, wenn die letzte Not droht, ihre kleinen Streitigkeiten, ihre Rachegeanken und ihre selbstische Art, für sich die Fleischstückchen aus der Suppe des Lebens kunstvoll herauszufischen.

Sie lassen die Suppe stehen und die Fleischstückchen kalt und unansehnlich werden, sobald der fahle Fürst des Todes einer Gespielin, einem Gefährten im Nacken sitzt.

Im Herzen dieser einsamen Bergleute ist der Wirklichkeitsinn der Zeit seltsam verschmolzen mit dem überlieferten Glauben und hat ein Gemisch in ihrem Innern geüben lassen von roher, genussüchtiger Daseinsfreude und ängstlicher Scheu vor der Ewigkeit.

Jedes Jahr, wenn mit den Herbstnebeln das Gedächtnis an die Toten wach wird, lassen die Pfarrer asketische Mönche aus Italien kommen, die über den Gräbern der Toten von der Schrecknis der Hölle sprechen. Da konnte es geschehen, daß sie einen unbußfertig Gestorbenen anriefen mit Namen: „Sage, wie bißt du daran?“ und mit einer verstellten, geisterhaften Stimme selbst die Antwort auf ihre Frage so gaben,

daß die Weiber vor Grauen zu weinen begannen, und die Männer ihr Entsetzen zu verbergen suchten unter einem zaghaften Lachen.

Mit den neuen Villen und Sommerhäusern, die sich oberhalb des Dorfes reiche Fremde erbauen ließen, drang die Aufklärung in die Berggemeinde. Sie kam langsam wie ein Frühlingsregen, der das Eis auf den Wassern lösen muß, und wurde wie ein Sturm, so stark und gewaltig, der die alten Ueberlieferungen aus den Herzen rieß, die Geister aufwühlte und das Körnlein Menschlichkeit in sie hineinwarf zum Keimen. Da mochte es in Zukunft aufgehen, wachsen und ein Baum werden, in dessen Schatten sich's vergnüglich rasten ließ, je nachdem die Geister der Einzelnen beschaffen waren. Einstweilen waren den Sommer lang die Dörfler mutige Aufgeklärte und wurden, wenn mit den Herbstnebeln die asketischen Mönche über den Gräbern der Toten von den Schrecknissen der Hölle sprachen, zu verzagten, ängstlichen Seelen. Die Fremden hatten sich das schönste Fleckchen des lieblich über Lugano gelegenen Bergdorfes ausgesucht. Dort, wo die Monte Rosa-Kette breit und majestätisch vor den Blicken liegt, hatten sie die Erde aufgerissen und das hügelige Weinland der Dörfler in Gärten und Parkanlagen umgewandelt.

Wie ein Auge, daraus der Himmel tief und unergründlich zurückstrahlt, lag ein Stückchen Seewasser tief unten und das schmale Wasserfädlein der Tresa lief zwischen dem überhängenden Wiesengebüsch in den See.

Das Land hatte der Gina gehört. Dort hatte sie noch im vorigen Jahre mit den Nachbarinnen gestanden im Sonnenbrand und die Hand schattend über die Augen gelegt, um ausschweifend hinüber nach den Firnen zu sehen, die am Tage wie Rosen in einem warmen Lichte leuchten.

Sie hatten mit Jauchzen von den verstreut stehenden Rebstöcken die dickschaligen, schwarzen Trauben eingeharbt, die einen schweren, dunkeln Wein geben. Aus den Felsblöcken, die zwischen den Erhebungen des Hügels lagen, war der wilde Feigenbaum gewachsen, daran die kleinen, herben Früchte bis in den Winter hingen und nachreiften.

Nun stand dort ein eingezäunter Garten, daraus Lieder und Lachen mit einer Welle fremdländischen Blumenduftes drangen.

Das Tüchlein der Gina war voller Silberstücke gewesen, als sie den Verkauf ihres Landes abgeschlossen hatte.

„Das ist besser und langt weiter als die spärliche Frucht, die ich mit meinem Schweiß einheimen muß,“ hatte sie geprahlt und das Tüchlein kunstvoll über dem Gelde verknüttet.

Bis nach Paris drang die Botschaft von ihrem Schatze, und ihr Mann strich die Farbe aus seinen Pinseln und hing den Malerkittel an den Nagel, daran sein Nebenmann den seinen aufgehängt hatte und kam heim. Wie hüpfte die Gina, als sie ihren Mann abholen ging und ihm das neue Bett zeigte und das feine Linnen mit den Spitzenkanten.

Sie hatte ein seidenes Tüchlein um den Kopf geschlungen und eine seidene Schürze um ihren Hochzeitsrock gesteckt. Auf dem Tische dampfte die Polenta, und der dunkle, dickflüssige Wein stand im Glase.

Dem Manne gefiel es so gut, daß er das Fortgehen vergaß. Aber die Silberstücke, die sie für ihr Hügeland eingetauscht hatte, waren nicht wie ein Stückchen Erde, das einem ans Herz wachsen kann wie etwas Liebes. Sie rollten, ehe es recht bedacht war, in aller Leute Taschen und kamen nicht wieder zurück.

Die Gina begann von früh bis spät über den Faulenzer zu seufzen und schalt, daß es durch die Gasse tönte und die Nachbarinnen sich lachend in die Seite stießen und verwundert sagten, wie schnell doch eine süße Traube abgeessen ist, die nachher den gelustigen Mäulern nichts als ihr leeres Gerippe entgegenhält.

„Das Teufelszeug, das Mannsvolk, ist schuld an allem Elend,“ sagte die Gina zu den Weibern, „an dem meinen und an dem der armen Erminia. Mein Tüchlein war so schwer.“

Sie schüttelte die Hand, daran der Wassereimer hing. „Nun ist mein Tüchlein leicht, und er geht nach Paris.“ Sie sah an ihrem Leibe herunter. Da lag ihr der Rock nicht mehr glatt und gefällig um die Hüften wie früher.

Da gab es bald Brod zu schaffen für zwei.

„Muß sie sterben, die Erminia?“ murmelten die Weiber leise.

„Ja, sie muß sterben,“ hauchten sie. Sie trauten sich nicht, ihre Angst laut in die Dunkelheit zu rufen. Sie fürchteten, ihre Stimmen könnten die bösen Gewalten wecken, die lauernd in den Schatten sind. Drohend stand der Tod vor ihnen und dahinter die Schrecknisse der Ewigkeit.

Sie sahen, daß ihre Eimer leer waren und wagten nicht, zum Brunnen zu gehen und sie neu mit Wasser zu füllen. Alte Geschichten kamen ihnen in den Sinn, die ihnen die Großmutter erzählt hatte, lauter traurige, unheimliche Geschichten, wie sie an den einsamen Orten unter den Menschen von Mund zu Mund gehen und das Sterben schauerlich gestalten.

(Schluß folgt.)

Don den Blinden und ihrem Leben.

Don E. Schr.

(Schluß.)

Wir haben in der letzten Nummer der „Bernener Woche“ von dem Sechspunkt-Schreibsystem gesprochen, das hauptsächlich in den Blindenanstalten gelehrt wird. Zur besseren Orientierung lassen wir einen Teil des Blindenalphabets mit der Uebersetzung folgen:

a b c d e f g h i j k l m

usw. Nehmen wir nun die Buchstaben a bis j und setzen

vor jedes dieser Buchstabenzeichen die Figur ∴ so entstehen aus ihnen die Zahlen 1 bis 9, oder aus a = 1, aus b = 2 usw. Demnach würde die Zeilengruppe

∴ ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ ∴
Das Lied von der
Glocke 1912

zu bedeuten haben. Wenn wir jetzt in Erwägung ziehen,